

*Zwischen den Stühlen und unter dem Tisch.
Was das „bucklig Männlein Theologie“ (Walter Benjamin)
Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten anbietet.*

Der Weltgebetstag für geistliche Berufe am 26. April stand in diesem Jahr in Deutschland unter dem Motto „für Gott und die Menschen“. Es geht dabei nicht speziell um Sie, aber natürlich sind Sie mitgemeint. Hätte man den Tag auf die Pastoralreferenten(innen) hin ausgerichtet, wäre wohl eher ein Motto wie „für die Menschen und ihre Verbindung mit Gott“ herausgekommen. Schließlich sind Sie und Ihre Berufsgruppe ein Produkt des Zweiten Vaticanum und das erste Motto ist zwar nicht falsch, aber es steht etwas abseits zu dem, was dieses Konzil unter einer pastoralen Berufung verstanden hat. Das zweite hingegen würde die geistlichen Berufe von der pastoralen Berufung her begreifen, die dieses Konzil entdeckt hat und sogar sehr entschieden gelehrt hat. Dazu gehört die Einsicht, dass, wer immer für Gott ist, bei den Menschen anfangen muss; denn Gott hat man irgendwie auf dem eigenen Rücken und man begreift ihn erst, wenn man ihn von denen her anschaut, mit denen man konfrontiert ist. Das zumindest sagt das Konzil von der Kirche; denn es sagt von ihr, sie sei so was wie ein Sakrament. Was wie eine Heraushebung erscheint und danach klingt, als wäre die Kirche eine Form der Gegenwart Gottes, bedeutet vielmehr, dass Gott anders da ist, als es kirchlich erscheint und dass man die anderen braucht, um dort heranzukommen, wo er wirklich da ist. Deshalb muss man das Motto dieses Weltgebetstages ja auch umdrehen, wenn es um Berufe geht, die mit Pastoral zu tun haben. Mit der Sakramentserklärung der Kirche hat das Konzil die Kirche also in einem ganz entscheidenden Punkt relativiert, nämlich in ihrem Gottes-Punkt. Da Sie zu dieser pastoralen Berufung gehören, die von den Menschen heute und von Gott hier ausgeht – und zwar in dieser Reihenfolge –, muss man sagen: Sie gehören zur pastoralen Relativierung der Kirche durch dieses Konzil. Möglicherweise sind Sie sogar das Hauptprodukt dieser Selbstrelativierung, was die seelsorglichen Berufe der Kirche im deutschsprachigen Raum angeht.

Das mag Sie überraschen; denn ein wenig bestärke ich damit natürlich das unterschwellige Grummeln, dass die Leute, die Ihrer Berufsgruppe angehören, früher einmal in den Klerus, in die Orden oder in lebenslang ehrenamtliche Funktionen in der Kirche gegangen wären. Ich bin zwar sicher, dass dieses Grummeln von keinem Verantwortlichen in einer deutschen Diözese mehr geteilt wird. Im Gegenteil, die sind alle froh, dass es solche Leute wie Sie gibt, die bereit sind, sich entschieden und professionell mit der kirchlichen Pastoral identifizieren.

Manche mögen zwar das Motto ‚für Gott und die Menschen‘ dem anderen ‚für die Menschen und ihre Verbindung zu Gott‘ vorziehen, aber die Not und damit der Druck auf das Personaltableau ist mittlerweile in der Kirche zu groß. Meines Wissens gibt es derzeit keine deutsche Diözese mehr, die keine Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten einstellt, vielmehr sind alle auf der Suche nach Leuten wie Sie. Gleichwohl gibt es dieses katholische Grummeln, auch wenn es leiser wird in der Kirche; schließlich war früher alles besser. Man schaue sich nur diesen stattlichen Bau an, in dem wir sitzen – der war wirklich voll mit jungen Männern auf dem Weg zum Priesteramt. Sie werden noch den einen oder anderen kennen, der hier durchgegangen ist. Das hat hier mal gebrummt vor lauter geistlicher Berufung.

Und jetzt sitzen Sie hier und das tun Sie schon seit vierzig Jahren. Sie haben also mit Ihren Tätigkeiten keine Brücke gebaut, so dass dieser Bau hier wieder voll mit jungen Männern ist, die wie in einem seelsorglichen Bienenstock herumwuseln und schnurstracks auf das Priesteramt zugehen, also bald ausschwärmen werden in die Welt und das Heil der Kirche dorthin bringen wie die Bienen die Pollen, ohne die es bekanntlich keine Früchte geben wird auf den Bäumen. Die Bienen haben ja Probleme heutzutage. Ich will das Bild nicht überziehen, mich und Sie also nicht fragen, ob Sie so was wie ein Virus oder Bazillus oder was auch immer an Fremdkörper im geistlichen Bienenstock der Kirche sind. Dann würden Sie mich hinauswerfen und ich hätte überhaupt keine Chance, an Ihren Teil des Honigs zu kommen, den Ihre pastoralen Tätigkeiten eingesammelt haben. Und an den möchte ich heute schon ran, das sage ich Ihnen. Schließlich gehöre ich zu den Theologen und die sind Zweitverwerter, keine Erstproduzenten: *Wir können Gott nicht denken, wir können ihn nur nachdenken*. Wir erzeugen keinen Honig, wir konsumieren ihn. Wir brauchen Leute wie Sie, die das zu produzieren verstehen, was wir dann konsumieren können. Ohne Menschen wie Sie, die pastoral erfahren sind, also Pastoral tatsächlich aktiv erfahren, ist es so gut wie unmöglich, dass ein Theologe wie ich überhaupt Gott nachdenken kann, also etwas zu sagen hat über Gott und die Welt.

Aber bevor Sie nun auf den Gedanken kommen, ich würde Ihnen Honig um den Bart schmieren, komme ich lieber auf die Relativierung der Kirche zurück, zu der Sie gehören und die Sie sogar darstellen. Die müssen wir uns nämlich ansehen, ehe ich Ihnen das anbieten kann, weswegen Sie mich eingeladen haben – also welche Rolle Theologie für Ihre Berufsgruppe und für Ihre pastorale Berufung spielt, also wie Sie an den Honig kommen, den Sie selbst produzieren. Dazu müssen Sie über Ihren Schatten springen, also ohne sofort auf die Schwächen dieser Frage zu gehen, sich dem aussetzen, dass man sich durchaus schon fragen kann, ob das, was Sie und Ihre Berufsgruppe darstellen, wirklich im Vollsinn

katholisch kirchlich ist. Oder ob Sie und Ihr Beruf nicht doch etwas anderes bedeuten als das, was Kirche ist. Das, was Ihr Beruf darstellt, passt nicht zu dem, was Kirche ist. Er passt zu dem, wo Kirche ist. Die Frage nach dem ‚was‘ oder ‚wer‘ stärkt den Sinn für das Katholische; die Frage nach dem ‚wo‘ gibt Bedeutung für anderes. An dieser Differenz zwischen jenem katholischen Sinn, der hier in Bensberg zu Stein geworden ist, und der anderen Bedeutung werden wir arbeiten. Aus dieser anderen Bedeutung werde ich das ‚anders‘ herausheben und die Bedeutung anders deuten.

Damit haben Sie die drei Schritte, die ich mit Ihnen gehen möchte: der Sinn für das Katholische, der sich auflöst, die Bedeutung der Pastoral, die sich allmählich einstellt, und schließlich das, was daran theologisch anders zu deuten ist. Es geht von dem, wer/was Sie sind, zu dem, wo Sie sind, und schließlich zu dem, wie Sie zu dem Wo gelangen. Die ersten beiden Schritte kennen Sie noch viel besser als ich; schließlich arbeiten Sie ständig damit. Der erste – wer/was - ist eine Zumutung, die sich in den letzten beiden, möglicherweise sogar den letzten drei Jahrzehnten immer mehr verstärkt hat. Aber der zweite Schritt – wo – bedeutet eine Ermutigung, die in letzter Zeit, also durch das Franziskus-Pontifikat, dynamisiert worden ist. Und der dritte Schritt – wie –, also die andere theologische Deutung, wird eine weitere Form von Mut brauchen, nämlich Demut, die Demut des bucklig Männlein, das Walther Benjamin schon beschrieben hat, das unter dem Tisch und zwischen allen Stühlen sitzt. Beginnen wir mit der Zumutung.

1. Der Sinn für das Katholische – eine Abstiegs Geschichte der eigenen Identität und ihre kirchlichen Zumutungen

Der Sinn für das Katholische schwindet merklich und nach allen Daten, die man so hat, immer schneller. Ob Sie die Milieuerengung nehmen, die von den Sinusstudien belegt wird, oder der flächendeckend fehlende Respekt vor der katholischen Sexualmoral, der allerspätestens mit den vorsynodalen Befragungen offenkundig geworden ist, oder die Verve, mit der die interessierte Öffentlichkeit auf die Skandale um Sex, Macht und Geld in der katholischen Kirche reagiert, die zur Zusammenarbeit der Bischöfe mit den Strafverfolgungsbehörden weltweit, zur Sanierung der Vatikanbank und zur Entfernung des Limburger Bistums von seinem Domberg geführt haben – wo immer Sie hinschauen: Der Sinn für das Katholische schwindet. Und Sie sind nicht einfach die Leidtragenden dabei, Sie sind Akteure dieses Geschehens. Denn Sie sorgen nicht für diesen Sinn. Und dort, wo Sie es tun, werden Sie mit hoher Wahrscheinlichkeit scheitern.

Das hat weniger mit Ihnen direkt zu tun, es hat vielmehr sehr viel mit der Identitätskrise der katholischen Kirche zu tun. Sie selbst hängen lediglich mitten drin in dieser Krise. Sie treiben diese Krise sogar weiter – und zwar unabhängig davon, ob Sie das überhaupt wollen. Sie können gar nicht anders, weil Sie das mit Ihrer ganzen pastoralen Existenz bereits tun. Denn Sie stehen für eine andere Identität von Kirche, die nicht mehr einfach katholisch ist.

Daran sieht man, dass diese Identitätskrise nicht fremdverschuldet ist; sie ist hausgemacht. Und das hat zwei Etappen. Die erste ist ziemlich lang und die zweite verhältnismäßig kurz. Die erste beginnt mit dem Barock und die zweite beginnt mit dem letzten Konzil.

In der Gegenreformation suchte die katholische Kirche nach einer neuen Identität. Die alte Konstellation Papst-Kaiser, in der der Papst die Lehenshoheit beanspruchte, war seit der Reformation unmöglich geworden. Man verlegte sich auf ein neues Konzept, das die Kirche zur *societas perfecta* erklärte. Die Kirche begriff sich als Staat, zwar als übernatürlichen Staat, aber es war gleichwohl ein Staat. Der Staat Kirche macht aus der Glaubensgemeinschaft der Kirche allerdings eine reine Konfession – sie wurde zu einer Religionsgemeinschaft, die wie der Staat, der zum Nationalstaat wurde, glaubte, dass sie alles, was sie zu ihrer Existenz benötigte, aus sich selbst heraus zur Verfügung hat. So hat es dann im 19. Jhd. sogar eine Enzyklika von Leo XIII ausdrücklich gesagt. Das, was Kirche ist, kann nur die Kirche selbst sagen.

Die konfessionelle Religionsgemeinschaft führt – genauer: verführt – zur Erhabenheit der Wahrheit, die als die eigene gesehen wird, die nur im Singular auftritt und die alle anderen Wahrheiten ausschließen muss. Die Kirche wird zur Religionsgemeinschaft, die nichts benötigt, was von außen kommt; das, wer Kirche ist, steht über allem anderen. Das aber ist nichts anderes als eine moderne Utopie – so wie es Descartes vom Subjekt vorgemacht hat: *ego cogito – ego sum*.

Diese Utopie erschien wie ein Aufstieg, historisch gesehen war sie aber nichts anderes als ein enormen Verlust an Einfluss, der Verlust jeglicher Autorität, die stattdessen von Macht ersetzt wurde, und auf lange Sicht die Selbsttäuschung über die eigene Unverzichtbarkeit. Hatten die antiken Christen noch davon geträumt, dass irgendwann Christus wiederkommt und dann ist die Kirche überflüssig, so wird die Kirche nun zum Selbstzweck der Religionsgemeinschaft. Wo sie tatsächlich stand in den Verhältnissen der Welt schien zweitrangig gegenüber dem, wie sie sich selbst erhaben fühlte, weil sie im Besitz der Wahrheit war. Zugleich war die Disziplinierungsfähigkeit dieser Wahrheit allein auf den innerkirchlichen Bereich beschränkt. Außerhalb ihrer selbst war sie bedeutungslos. Aber das muss das eigenständige Wer nicht wirklich beachten.

Das hatte Konsequenzen, die insbesondere Robert Bellarmin ausarbeitete, Jesuit und Kardinal, Vorsitzender des Heiligen Offiziums im ersten Galilei-Prozess. Der Papst beanspruchte die *potestas indirecta*, also begriff sich als den weltlichen Gewalten überlegen nur mehr in all jenen Dingen, die das Seelenheil angehen. Man kann auch sagen, Bellarmin wollte ein Imperium der Seelen aufbauen, was ihm aber angesichts der kurialen Widerstände, die nicht auf die weltliche Herrschaft wenigstens im Kirchenstaat verzichten wollten, nicht gelang. Das einzige was gelang, war, dass der Sinn für das Katholische zum alleinigen Kriterium für die Beurteilung einer Person oder eines Sachverhaltes wurde. Dieser Sinn für das Katholische war aber lediglich innerkirchlich zu bekommen. Deshalb entwickelt Bellarmin die sog. Kontroverstheologie: Sie stellte stets die Schwächen der anderen heraus, um die eigenen Stärken umso besser sichtbar zu machen. Wo man selbst dran ist, zeigt sich an den Schwächen der anderen.

Darum war die *societas perfecta* bereits eine Abstiegs Geschichte, obwohl sie innerkirchlich anders empfunden wurde. Aber die Fakten sprechen eine andere Sprache: Denn nun musste sich die Kirche mit all den Nationalstaaten herumschlagen, die sich bildeten. Und die hielten sie selbst dort auf Abstand oder ignorierten ihre Anliegen, wo es sich um katholische Nationalstaaten handelte; denn die waren auch wer. Insbesondere mit dem französischen Staat bedeutete das eine jahrhundertelange Auseinandersetzung, da sich dort der Gallikanismus im *Ancien regime* entwickelte, der nur dann päpstliche Entscheidungen akzeptierte, wenn zuvor der französische König, die französische Bischofskonferenz sowie in Steuer- und Abgabenfragen die *parlements* der jeweiligen großen Städte zugestimmt hatten. Der Kampf gegen den Gallikanismus führte zu einer Spaltung der französischen Kirche und – was noch wichtiger war – unmittelbar zu der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes auf dem Ersten Vaticanum. Die Passage aus *Pastor aeternus*, die besagt, unfehlbar seien die ex-cathedra-Definitionen des Papstes, die Glaube und Sitte betreffen, „ex sese non ex consensu ecclesiae“ ist gegen die gallikanischen Freiheiten gesetzt. Das führt zu der typisch katholischen Antimoderne, die zugleich moderne Grundsätze wie das autonome Subjekt, übernimmt – wenn auch nur für den Papst, und, nebenbei gesagt, für Maria. Sie setzt auf das eigene Wer, besonders in der Lourdes-Erscheinung.

Das ist eine Abstiegs Geschichte mit drei Höhepunkten: Verlust des Kirchenstaates im 19. Jhd., Missachtung päpstlicher Positionen durch die Alliierte am Ende des Zweiten Weltkriegs und Unfähigkeit, säkulare Gesetzgebungen über Scheidungen, Abtreibungen und neuerdings gleichgeschlechtliche Ehen zu verhindern.

Das Imperium der Seelen kam nicht zustande. Es ging lediglich noch die Institution, die Macht über diejenigen ausübte, die sich ihr sowieso zugehörig fühlten. Dem entspricht Bellarmins Kirchendefinition: der allen gemeinsame Glaube, der unbeschränkte Zugang zu den Sakramenten und insbesondere die Leitung durch die Hierarchie. Dabei ist entscheidend: das musste sichtbar sein, das unsichtbare, innere spielt keine Rolle: *sichtbar* sein, war alles, was der katholischen Kirche blieb. Darauf hat sie extremen Wert gelegt. In dem berühmten Paar Don Camillo und Peppone haben Sie ein wunderbares Narrativ dafür.

Aufstieg konnte die Kirche also nur mehr dem eigenen Hierarchie-Personal anbieten, das die Kirche sichtbar repräsentierte. Alle anderen mussten sehen, wo sie bleiben, und am besten, sie blieben der Hierarchie gegenüber gehorsam. Es galt: *extra ecclesia nulla salus*, ohne dass man das irgendwo belegen konnte. Die Katholiken fallen gegenüber den Protestanten zivilisatorisch zurück, insbesondere dann in der nachrevolutionären Industrialisierung und insbesondere in den Städten. Die Eliten der Gesellschaft, der Finanzwelt, der Kultur waren Protestanten oder Juden – und meistens waren die Spitzenpolitiker nach Napoleon ebenfalls keine Katholiken mehr: Bismarck und Lenin, Churchill und Stalin, Roosevelt und Gandhi. Es bleiben nur für das Katholische: de Gaulle und Kennedy, und natürlich auch Hitler ... Der Sinn für das Katholiken war ländlich geprägt, weshalb die städtischen Aufstiegsmilieus in der Regel nicht katholisch waren. Es ging für Katholiken dagegen um überschaubaren Lebensraum, also die Pfarrei, in der eine *communio* von gleich Gesinnten. Dieser überschaubare Lebensraum wurde begleitet von einem Ressentiment gegen den inneren Glauben, den die Protestanten präferieren, und von der Einschärfung der Sichtbarkeit: Wallfahrten, Prozessionen, Folgeleistung der Aufforderungen der Hierarchie zum Ehrenamt und schließlich bis hin zu Wahlempfehlungen. Es herrschte als Selbstbestätigung: ‚Die anderen haben uns nötig, und wenn sie das nicht begreifen, dann sind sie eben verloren.‘ Eine typische Repräsentation dieser Konstellation von *societas perfecta* ist der Segen *Urbi et Orbi*. Aber im Hierarchiebereich konnte man noch aufsteigen bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein. Hier war es möglich, Distinktionsgewinne zu erzielen, wenn man sich der Kirche unterwarf – und zwar Distinktionsgewinne unter säkularen Vorzeichen. Ein eindrucksvolles Beispiel bietet Bourdieus Untersuchung zu den Erben und Oblaten in der Kirche („Die Heilige Familie“). Menschen, die zur Hierarchie der katholischen Kirche werden, steigen auf, insbesondere, wenn sie aus kleinbürgerlichen Schichten kommen. Sie haben in der Regel – die von Ausnahmen bestätigt wird wie Angelo Roncalli – weder Interesse noch die Fähigkeiten, gegen das, was als mainstream gilt und herrscht, in der Kirche vorzugehen. Niemandem ist vorzuwerfen, ein Oblate zu sein; Lebensgeschichte verlaufen so,

wie sie es tun. Das Problem ist aber der Habitus, nicht über den eigenen Schatten springen zu können. Wenn ein System – Erben und Oblaten gibt es nicht nur in der Kirche – in die Krise gerät, braucht man Menschen, die etwas riskieren. Die sind viel eher bei Erben zu finden als unter Oblaten. Es ist daher nicht verwunderlich, dass dieses Modell von Kirche in den letzten Jahrzehnten immer sichtbarer zerbricht und zwar nicht nur in Europa, sondern weltweit.

Zum Weltgebetstag für geistliche Berufe hat der Vatikan sich zur statistischen Situation des Priesternachwuchses geäußert. Er sprach von einer Trendwende; denn „zum zweiten Mal ist die Zahl der Kandidaten für das Priesteramt weltweit rückläufig. Von 2011 bis 2013 sank sie insgesamt um zwei Prozent. Von einer „Trendwende“ sprach der Vatikan in der vergangenen Woche. Anlass war die Veröffentlichung der neuesten Ausgabe des Statistischen Jahrbuchs der katholischen Kirche für 2013. Nur in Afrika stieg die Zahl der Priesteramtskandidaten demnach zuletzt noch, um 1,5 Prozent. Auffallend ist, dass der Rückgang geistlicher Berufungen mittlerweile auch in südamerikanischen Ländern europäische Ausmaße angenommen hat, ja diese sogar übertrifft. Statistisch gesehen unterscheidet sich die Situation in Chile (-11,2 Prozent), Peru (-11,2 Prozent) und Kolumbien (-10,5) nicht mehr von der in Österreich (-10,9 Prozent), der Tschechischen Republik (-13 Prozent) oder Großbritannien (-11,5 Prozent), den Ländern, die auf dem Alten Kontinent am stärksten betroffen sind. Selbst im katholischen Polen waren es zuletzt 10 Prozent weniger. Insgesamt verringerte sich die Zahl der Priesteramtskandidaten in Südamerika um 7 Prozent, in Europa waren es 3,6 Prozent. Dieser Befund ist für die katholische Kirche noch alarmierender, wenn man das hohe Durchschnittsalter der Priester hinzunimmt. Überraschend an den jüngsten Statistiken war auch, dass selbst in den gemeinhin als dynamisch bezeichneten katholischen Ortskirchen in asiatischen Ländern wie etwa Südkorea oder den Philippinen das Interesse am Priesteramt abnimmt, wenn auch bislang in sehr viel geringerem Umfang.“ (orf-religion)

Zu Ihrer Berufsgruppe gibt es meines Wissens keine vergleichbare Statistik für die Weltkirche. Und doch vermute ich, dass sie nicht viel anders ausfallen würden, wenn auch die Problemlagen sehr verschieden sind. Wahrscheinlich wären auch für Seelsorgerinnen und Seelsorger im sog. Lientheologenbereich die Zahlen rückläufig – in den deutschen Diözesen sind sie es. Es gibt ein zurückgehendes Interesse, sich professionell mit der kirchlichen Pastoral zu verbinden, am stärksten im Priesterbereich, ähnlich im Ordensbereich und eben auch im Pastoralreferent(innen)-Bereich. Die Gründe dafür sind wahrscheinlich sehr unterschiedlich – und doch gibt es aus meiner Sicht eine Gemeinsamkeit.

Distinktionsgewinne sind nicht mehr so leicht einzufahren. Das gilt der Gesellschaft und dem Staat gegenüber, aber auch innerkirchlich. Der Sinn für das Katholische – also das, wer wir

sind – schwindet wie der Schnee in der Sonne. Und warum soll man auf einen Priester besonders eingehen, der ständig diesen Sinn für das eigene Wer zu vertreten hat und der selbst dann mit seinem Amt dafür eintritt, wenn er es als Person nicht tut? Das macht die spezifische Schwierigkeit der Berufsgruppe der Priester aus. Sie werden für das problematische Wer von Kirche verantwortlich gemacht, obwohl sie nichts dafür wirklich können und sich vor allem nicht wirklich davon distanzieren können. Und wie viele der Priester können dem Sinn für das Katholische selbst nicht mehr so viel abgewinnen – die Zahl steigt in enorme Höhen.

Wer Priester wird, muss sich – und zwar weltweit – vor Distinktionsverlusten fürchten. Das ist keine Frage von Zölibat und Sex-Skandalen. Es ist eine Frage des gesellschaftlichen Ortes von Kirche; er entfremdet sich zunehmend dem traditionellen Wer von Kirche. Man steigt nicht mehr auf als Priester, sondern eher ab und es gibt mehr als genug Alternativen, auch für Angehörige unterer Schichten, um von ganz unten her aufzusteigen. Selbstbezüglichkeit liefert keine Distinktion mehr, weil sie nicht mehr ernst genommen wird. Einmal katholisch, immer katholisch, von der Wiege bis zur Bahre und stets unter der geistlichen Leitung der Hierarchie – das ist einfach nicht mehr der Fall.

Dafür gibt es eine innerkirchliche Ursache: das letzte Konzil. Es setzt nicht mehr auf das eigene Wer. Es setzt auf etwas anderes: darauf, die Kirche auf breiter Front selbst zu relativieren und den Sinn für das Katholische als nachrangig zu behandeln. Es hat diesen Sinn sogar mit einer Bedeutung ersetzt, die es pastoral genannt hat. Deutlich ist diese Relativierung an einer Stelle zu sehen, die viele für das glatte Gegenteil halten:

Dort heißt es von der Kirche, von ihrem Antlitz scheine das Licht Christi wider. Sie ist also nicht selbst das Licht und sie kann es, wenn sie dumm aus der Wäsche schaut, auch verdunkeln. Aber sie kann es eben auch. Daraus resultiert eine sehr häufig missverstandene Selbstidentifizierung von Kirche: Sie sei „so etwas wie ein Sakrament - *veluti sacramentum* – und das heißt: Zeichen und Werkzeug für die Verbindung mit Gott und für die Einheit der Menschen untereinander“ (Lumen gentium 1)

Kirche hat einen Auftrag, und der geht über sie hinaus. Kirche ist relativ zu anderen, denen sie nicht ausweichen kann. Das ist es, wofür sie da ist. Es kommt nicht mehr darauf an, dem Katholischen einen Sinn zu geben, vielmehr dem eine Bedeutung zu verleihen, wofür Kirche da ist. Sie steht für ein Evangelium, das der Menschheit gehört. Es ist ein Erbe der Menschheit – und deshalb ist die gegenwärtige Menschheit wichtiger als die Kirche. Das macht ihre Sakramentalität aus – sie hat keinen katholischen Sinn, wohl aber eine menscheitsgeschichtliche Bedeutung. Ihr Wer entsteht überhaupt erst an diesem Ort.

Und jetzt kommen wir zu Ihnen: Eigentlich gibt es sie, um die Hierarchie zu unterstützen, denn Sinn für das Katholische wach zu halten. Sie sind eine Hilfskonstruktion der *societas perfecta*, aber die war bereits auf den Tod verwundet, als Ihre Berufsgruppe aus der Taufe gehoben war. Ihr Sinn fürs Katholische, das die meisten noch von Haus aus mit sich bringen, macht nicht mehr den entscheidenden Unterschied. Es kommt auch immer weniger auf ihn an in Ihren alltäglichen Arbeitsvollzügen. Das bedeutet für Sie: Sie müssen sich neu erfinden, obwohl Ihre Berufsgruppe gerade erst vor kurzem erfunden wurde. Wenn Sie danach suchen, wer Sie eigentlich sind, können Sie sich nicht neu erfinden. Sie bekommen derzeit so richtig den vollen Schwung der Krise mit und haben noch nicht einmal einen Rückzugsort wie die Liturgie, wo Sie sich so richtig noch dem Sinn für das Katholische hingeben können, selbst wenn der schwindet. Sie sind also arm dran – aber das ist Ihre eigentliche Chance. Sie müssen nicht auf das Wer sehen. Ihr Wo genügt. Wenn Sie dem Sinn für das Katholische entgehen, dann entgehen Sie auch dem Abstieg, in den Sie als kirchliche Mitarbeiter in der Hierarchie unweigerlich hineingezogen sind.

Denn warum hat das Konzil die Kirche relativiert? Einfach, um sie aus ihrer Krise zu führen, also um den Abstieg zu stoppen, der im 20. Jhd. offenkundig geworden war. Dabei hat es etwas neues entdeckt: Kirche ist Weltkirche, also weltweit präsent. Ihre Identität ist gerade dieser Ort und dem kann sie nicht ausweichen. Das bedeutet aber: Kirche muss sich verweltlichen, um Kirche zu sein. Sie muss auf die zugehen, denen sie nicht ausweichen kann – und die gibt es nun einmal nur in der heutigen Welt. Dort findet sie statt.

Daher geschieht auf dem Konzil ein radikales Umdenken: Kirche wird polar begriffen, als *ecclesia ad intra* und *ecclesia ad extra*. Das bedeutet, dass die Bedeutung der anderen in den Blick kommt. Sie ist in jeder Hinsicht dem Sinn für das Katholische übergeordnet. Denn dieser Sinn kommt ohne jene Bedeutung aus, diese Bedeutung jedoch überschreitet den Sinn. Das heißt Pastoral. Dem ist Ihr Beruf gewidmet, also der Bedeutung, die diese Pastoral besitzt. Worin besteht die?

2. Die Bedeutung der Pastoral – eine Aufstiegs-geschichte der anderen und ihre kirchlichen Ermutigungen

Der Sinn für das Katholische war nach innen gerichtet; er hat die Hierarchie gestärkt und den Aufstieg durch den Glauben auf sie beschränkt. Das hat die Kirche aber in die Ecke gestellt – in die Ecke der jeweiligen Gegenwart, in der sie nur schmollen kann oder heraus will. Das zweite hat sie mit dem Konzil getan. Es hat die Kirche von der Polarität innen-außen

begriffen und dabei dem Außen den Vorrang gegeben. Dieses Außen hat keinen Singular. Es tritt immer im Plural auf.

Das hatte Konsequenzen: einerseits die Selbstrelativierung, die ich schon genannt hat, und andererseits der Respekt vor den anderen. Und zu diesen anderen zählen im letzten alle in der Kirche jeweils als Individuen. Während die Träger der Kirche im Seelsorgsbereich absteigen, steigen die anderen auf, und da auch die Träger der Hierarchie Individuen sind, steigen sie in dieser Hinsicht auch auf. Es beginnt mit der Selbstidentifizierung: Aus der *societas perfecta* wird das Volk Gottes. Es ist ein Volk aus Völkern und zu ihm sind alle Menschen berufen, ganz unabhängig davon, ob sie getauft sind oder nicht, gläubig sind oder nicht, die Kirche wertschätzen oder nicht. Sie stellen vielmehr die Basis dar, um überhaupt das Evangelium in seiner Bedeutung zu benennen: das sind die Zeichen der Zeit.

Der zweite, der aufsteigt, ist Gott. Von einem katholischen Regionalgott – um nicht zu sagen: von einem katholischen Landei – wird er zu einer universalen Lebensressource. Er ist nicht mehr einfach da. Man muss ihn suchen, wo er da ist. Dieses Wo ist aber bei den anderen zu finden. Gott gehört grundsätzlich allen Menschen und wer ihn vorstellt oder anspricht, aber nicht alle Menschen im Blick hat, spricht nicht vom christlichen Gott. Dieser Gott, der allen gehört, ist der Beitrag der Kirche zu den Lebensfragen der Menschheit – und jeweils dort, wo sich diese Fragen stellen, geht es um Gott. So sagt das Konzil in GS 11, dass dieser Gott erstens den Erdkreis erfüllt, zweitens die katholischen Christen(innen) sich mit den Lebensfragen ihrer Zeitgenossen solidarisieren müssen, um drittens darin möglicherweise die Zeichen der Gegenwart dieses Gottes zu finden. Also ohne die anderen kein Zugang zu Gott und ohne Gott kein Zugang zu den heutigen Menschen. Dieser Gott wird zu einer urbanen Größe, was all die Ambivalenzen auf den Plan ruft, den Urbanität mit sich bringt.

Dieser Gott ist dabei allerdings eine Ermutigung – nämlich die Ermutigung, auf die Stärken der anderen zu setzen, ehe man auf deren Schwächen – die es natürlich auch gibt - verweist. Daher stehen bei anderen Religionen deren mögliche Heilswege, also deren Wahrheiten und Heiligkeiten im Vordergrund. Daher geht es bei den anderen Christen darum, wie sehr sie ökumenische Brüder und Schwestern sind. Daher geht es bei den Frauen darum, wie sehr sie gleiche Rechte haben und – in letzter Konsequenzen – wie sehr das zu einem anderen Respekt vor ihrer religiösen Leistung innerhalb der Kirche führt. Schließlich sind sie die letzte stabile Ressource der Kirche. Ein künftiges Konzil ist ohne Sitz und Stimme für Frauen nicht denkbar – oder es hat schon jede Autorität verloren, ehe es zu tagen begonnen hätte. Konkret heißt das derzeit, dass ohne eine Frau mit Kardinalshut in absehbarer Zeit die Kirche sich selbst marginalisiert. Schließlich haben auch die Nichtgläubenden der Kirche etwas zu bieten;

sie sind eine Vielzahl von Zeitgenossen, mit denen man um der Menschenwürde willen zusammenarbeitet, die allenthalben bedroht ist. Oder glauben Sie, dass es darauf ankommt, dass diejenigen, die Flüchtlinge im Mittelmeer retten oder hier sich für die Lösung ihrer Lebensprobleme einsetzen, katholisch sind? Das wäre schlichtweg absurd.

Wer nun professionell mit der Kirche zu tun hat, ist von dieser ziemlich radikalen Umstellung betroffen. Denn Pastoral heißt nicht mehr einfach Seelsorge, sondern eine Sorge um die Menschenwürde, wo immer Menschenrechte und Lebensperspektiven bedroht sind. Die Betonung liegt dabei auf ‚wo immer‘. Das gibt der Identität Fahrt in ein unwägbares Feld. Die Frage nach dem Katholischen stellt sich erst dann und erst dort, wo dieses Katholische echte Angebote hat für alle Menschen. Für Sie als pastorale Mitarbeiter(innen) der Kirche bedeutet das: Wo findet Pastoral statt? Und kennen Sie diese Orte? Das bedeutet, Sie müssen weg von der Pastoral der Einladung und hin zu einer Pastoral der Angebote. Statt einzuladen, müssen Sie dann einladend werden.

Dieser Wechsel von der Einladung zum Angebot hat eine markante Konsequenz und die zeigt sich im Raum. Wer einlädt, verfügt über den Raum, zu dem sich andere begeben müssen. Die kirchliche Pastoral liebt immer noch Einladungen, weil sie die Kontrolle über den eigenen Bereich nicht abgeben will. Aber das ist eigentlich auf dem Konzil passiert. Wer hingegen Angebote ausspricht, hängt von denen ab, die diese annehmen oder nicht.

Diese Veränderung im Raum ist prekär – aber voller Chancen. Und hier kann Ihnen die Theologie gute Dienste leisten. Denn wer glaubt, kann nicht einfach von sich her denken oder gar von der Kirche her denken. Wer glaubt, muss diesen anderen nach-denken, denen man nicht ausweichen kann, um das zu begreifen, was ihm oder ihr überhaupt dort zur Verfügung steht. Diese Andersheit des Ortes führt in die Andersorte der Pastoral. Abschließend zu dieser Heterotopologie, dem buckelig Männlein.

3. Zwischen den Stühlen und unter dem Tisch – die Andersorte der Pastoral und der demütige Aufstieg einer Berufsgruppe

Der Rückgang des Sinnes für das Katholische bietet Spielraum ad intra – diejenigen, die in Ihrer Berufsgruppe arbeiten, werden einfach wichtiger. Sie sind sozusagen wertvoller; denn gutes Personal ist für die kirchliche Pastoral wichtig, sogar sehr wichtig. Es ist nicht alles, aber ohne es wird es schwer. Wenn es weniger gibt, die sich auf diesem Berufsfeld ansiedeln, kann man mehr freie Räume nutzen. Aber das ist möglicherweise zu kurz gegriffen – denn das, was an Räumen frei wird, wird ja nicht aus nebensächlichen Gründen frei. Diese Räume

werden weniger wichtig. Wenn die Distinktionsgewinne ausbleiben oder zurückgehen, relativieren sich die Räume, die zuvor besetzt waren. Es geht ja um Identität und um Identifikation. Mit dem Sinn für das Katholische schwinden bestimmte Orte dahin, an die diese Identität der *societas perfecta* geknüpft war: die Nicht-Orte des Katholischen, also die katholischen Utopias.

Das ist das erste, was Theologie Ihnen anbietet: Sie zeigt auf die Utopien, die nicht mehr ausreichen und die bereits ihre Disziplinarmacht verloren hat. Hier gilt es, sich ehrlich zu machen. Gott ist eben dort, wo Sie hinkommen. Er ist nicht einfach bloß das, was Sie von ihm schon kennen und erwarten. Etwa, dass die katholische Moral alltags- und menschheitstauglich wäre, etwa, dass die Kirche die große Alternative zur heutigen Zivilisation wäre, etwa, dass Gott ein Bestätiger der Kirche wäre, etwa, dass der heutige Relativismus eine Diktatur ausüben würde etc.

Warum bietet Ihnen Theologie diese Konfrontationen an? Weil Sie vom Raum ausgeht und nicht vom Nicht-Ort. Weil die erste theologische Frage die ist, wie es Menschen hier und heute geht – also nicht, wie man sich vorstellen könnte, dass es ihnen gehen könnte. Die tatsächliche Lage der Dinge an den tatsächlichen Orten des Lebens stehen im Vordergrund. Ohne diesen Bezug bleibt das Evangelium bloße Utopie aus längst vergangenen religionsgemeinschaftlichen Tagen.

An die Stelle dieser Utopie tritt eine pastoralgemeinschaftliche Konstellation: Wer mit dem Evangelium arbeitet, mit das Leben mit den Menschen heute teilen im Sinne von *sharing*. Teilen also nicht als *dividing*, sondern als ein Vorgang, bei dem etwas wächst, womit man gar nicht vorher rechnen kann. Es gibt viele solcher Orte des Teilens; sie gehören zu dem, was die jesuanische Botschaft Reich Gottes nennt. Es wächst, weil und während es geteilt wird.

Hier greift für eine Berufsgruppe wie die Ihre eine andere Identitätsform: Statt zu fragen, wer Sie sind, geht es darum, wo Sie sind. Ihre Wo-Identität ist pastoral entscheidend, nicht Ihre seelsorgliche Wer-Identität. Das Wechselspiel von Wer und Wo bedeutet eine Selbstkontrolle oder Ohnmacht, aber auch: ‚Mit wem bin ich verbunden oder wen muss ich ausgrenzen.‘

Theologie gibt Ihnen diese Wo-Frage zu denken. Daher: nach-denken, zweiklassig sein, dem nachgehen, wem oder was nicht auszuweichen ist. Wie bekomme ich das heraus? Dafür mache ich Ihnen ein Angebot: Achten Sie auf andere Orte unter denen, die da sind. Von Michel Foucault werden sie Heterotopien genannt; sie sind urban, überraschend und konfrontativ. Diese Heterotopologie ist mit den drei Raumdimensionen verknüpft: Räume sind sozial erzeugt und selbst soziale Produktionsstätten. Der Weg verläuft vom Secondspace, den man beherrscht als erfahrener Seelsorger(in), der lediglich den Firstspace

bestätigt, der der Kirche zur Verfügung steht, zum Thirdspace, der weder mit dem First- noch dem Secondspace aufgeht, sondern beide überschreitet.

Espace vécu: wie das Mittelmeer als Grab, wie die 150. Kerze beim Totengedenken des Flugzeugabsturzes in den französischen Alpen, wie Auschwitz, Dachau, die Terrorstätten unserer Tage, wie die Orte der Selbstkonfrontation einer Stadt, in der man den ungelösten Lebensfragen nicht ausweichen kann: die Bettler in der Getreidegasse von Salzburg, die Wiener-Ringstraße, die ohne das Geld des jüdischen Großbürgertums vor 150 Jahren nicht gebaut hätte werden können, wie die Redaktionsstuben von *Charlie Hebdo* in Paris, wie die Erste-Seite-Karikatur dieses Blattes nach dem Attentat, wie die für einzelne Menschen entscheidenden Orte, an denen sich ihr Leben wendete: Unfall, der erste Kuss, dort, wo sich die Partnerin von einem getrennt hat, dort wo die eigenen Kinder sich als definitiv erwachsen geworden präsentiert haben – und natürlich der spezielle Heterotopos für den 1. FC Bayern München: der Elfmeterpunkt im Pokalspiel ...

Es gibt diesen Thirdspace überall. An ihn kann man nicht gelangen, indem man einfach dahin geht. Man muss sich den Firstspace, dem Secondspace und ihrer Überschreitung aussetzen. Sich verorten, wo man nicht ausweichen kann – und auf etwas hinweisen, was zwar da ist, aber eigentlich niemand sehen will. Wer sich dort verorten will, benötigt einen besonderen Mut: Demut. Es ist der Mut, sich mit dem zu konfrontieren, was da ist und was einem(r) selbst fehlt. Das ist die Position des bucklicht Männlein unter dem Tisch, der zwischen allen Stühlen sitzt. Es kann nicht am Tisch Platz nehmen; das muss es hinnehmen.

Aber die Person dieses Männlein ist ein Schachspieler, sagt der Walter Benjamin. Er kann die Konstellationen erfassen. Benjamin hat diese Figur in der ersten seiner Thesen "Über den Begriff der Geschichte" beschrieben: "Bekanntlich soll es einen Automaten gegeben haben, der so konstruiert gewesen sei, daß er jeden Zug eines Schachspielers mit einem Gegenzug erwidert habe, der ihm den Gewinn der Partie sicherte. Eine Puppe in türkischer Tracht, eine Wasserpfeife im Munde, saß vor dem Brett, das auf einem geräumigen Tisch aufruhte. Durch ein System von Spiegeln wurde die Illusion erweckt, dieser Tisch sei von allen Seiten durchsichtig. In Wahrheit saß ein buckliger Zwerg darin, der ein Meister im Schachspiel war und die Hand der Puppe an Schnüren lenkte. Zu dieser Apparatur kann man sich ein Gegenstück in der Philosophie vorstellen. Gewinnen soll immer die Puppe, die man 'historischen Materialismus' nennt. Sie kann es ohne weiteres mit jedem aufnehmen, wenn sie die Theologie in ihren Dienst nimmt, die heute bekanntlich klein und häßlich ist und sich ohnehin nicht darf blicken lassen." (Über den Begriff der Geschichte, 1. These, Gesammelte Werke Bd. I/2, Frankfurt: Suhrkamp, 1991, 693)

Das bucklicht Männlein zieht nicht einfach die Figuren. Es zieht die Figuren nach – nachdem die andere Seite ihre gesetzt hat. Es muss also nach-denken. Nachdem die anderen Züge gesetzt sind, kann es erst seine Züge setzen. Es kommt danach, aber dafür erhält es den Überblick. Mit dem bucklicht Männlein gewinnen Sie jedes Schachspiel, nicht weil Sie den besseren Durchblick haben, sondern weil Sie sich auf die Spielzüge des Lebens einstellen und darin etwas erkennen, was über sie hinausführt. Sie markieren die Heterotopoi, die das Leben erzeugt, weil darin etwas zu finden ist, was über das Leben hinausweist. Die Spielzüge, die Ihre Berufsgruppe anbieten kann, sind die Weisheiten des Evangeliums. Mit denen werden Sie keine Macht erlangen, aber eben nicht verlieren. Spielen Sie dieses Schachspiel, aber dafür setzen Sie sich zwischen alle Stühle und unter den Tisch. Man wird am Ende denken, Sie seien gar nicht da – aber das ist für Ihre Berufsgruppe innerkirchlich das Beste, was Sie bekommen können. Denn dann hat der kirchliche Abstieg aufgehört, Sie nach unten zu ziehen. Und sie reagieren auf das, was andere bedeuten – und die werden gerne mit Ihnen das Spiel des Lebens teilen. Diese Position ist nicht utopisch, sie ist heterotopisch und vielleicht sogar indirekt atopisch.

Hans-Joachim Sander, Salzburg

- Walter Benjamin, Über den Begriff der Geschichte, 1. These, Gesammelte Werke Bd. I/2, Frankfurt: Suhrkamp, 1991
- Pierre Bourdieu, Die Heilige Familie. Der französische Episkopat im Feld der Macht, in: ders., Religion. Schriften zur Kultursoziologie 5. Hg. v. Franz Schultheis und Stephan Egger, Konstanz: UVK, 2009, 92-224
- Michel Foucault, Andere Räume, in: Schriften in vier Bänden Dits et Ecrits, Bd. 4, Frankfurt: Suhrkamp, 2005, 931-942
- Kim Knott, The Location of Religion. A Spatial Analysis, London: Equinox, 2005
- Henri Lefebvre, La production de l'espace, Paris: Éditions Anthropos, 3e ed. 1986 (The production of space. Transl. by Donald Nicholson-Smith, Malden, Mass.: Blackwell, 30. Aufl. 2011)
- Edward Soja, Thirdspace. Journeys to Los Angeles and other real-and-imagined places, Cambridge, MA: Blackwell, 1996
- Edward Soja, Postmetropolis. Critical studies of cities and regions, Malden, Mass.: Blackwell, reprint 2008